

Liebe Schwestern und Brüder!

Schon vor 400 Jahren erzählte man sich die kleine Geschichte von dem Gelehrten, der in seinem Alltagsgewand über den Markt geht und von niemandem begrüßt wird. Er geht nach Hause, kleidet sich in sein Festgewand, kehrt zurück auf den Markt und jeder zieht höflich und ehrerbietig den Hut vor ihm. Wütend kehrt er heim, zieht sich aus, tritt auf die Kleider und fragt: „Bist du denn der Doktor oder bin ich der Doktor?“

Kleider machen Leute – eine alltägliche Erfahrung, die wir alle kennen. Das kann glücklich machen, wenn man die Aufmerksamkeit und das Ansehen der anderen spürt, die man sonst nicht bekommt. Im Brautkleid, im teuren Anzug, in der Uniform. Das kann auch wütend machen und man fragt sich wie der Doktor aus dem 16. Jahrhundert: Geht es denn hier um mich oder geht es um mein Äußeres?

Zu Recht aber sind wir gegenüber anderen auch vorsichtig. Die Uniform macht jemanden nicht automatisch zum Hüter des Gesetzes. Der Priesterkragen bewirkt nicht in jedem Fall, dass man völlig arglos vertrauen kann. Der weiße Kittel allein macht noch keine gute Ärztin aus der, die ihn trägt.

Die Lesung aus dem Brief an die Galater lässt uns heute fragen: Wie ist das eigentlich mit dem Taufkleid? Dem Neugetauften ziehen wir ein weißes Kleid an und der Priester sagt sinngemäß: „In der Taufe hast du Christus angezogen wie ein Kleid. Bewahre diese Freundschaft mit Christus für das ewige Leben!“

Wer auf Christus getauft ist, hat ihn wie ein Gewand angelegt. Das muss mehr bedeuten als nur einen Kleiderwechsel, denn Paulus spricht vorher von „Söhnen Gottes“ und nachher davon, dass wir alle „Einer in Christus sind“.

Näher als das Hemd ist uns die Haut. „In seiner Haut möchte ich nicht stecken“ sagen wir, wenn wir meinen, dass wir gerade nicht in der Situation eines anderen Menschen sein möchten.

Dass Gott in Jesus Mensch geworden ist, heißt ja nichts anderes, als dass er liebend gern in unserer Haut stecken möchte. Mit Haut und Haaren hat er unser Schicksal geteilt. Er hat das Menschsein nicht wie ein Kostüm angezogen und schließlich wieder ausgezogen, sich sozusagen als Mensch verkleidet. Mit Haut und Haaren ist er einer von uns und gleichzeitig der ganz andere, immer Größere.

Das heißt dann, dass wir seit der Taufe in der Haut Jesu stecken. Und da kommen wir auch nie wieder heraus. Man zieht zwar das Taufkleid aus – aber man legt nicht diese Verbindung zu Christus ab. Wir können zwar den Glauben an Gott ablegen – aber wir können nicht verhindern, dass Gott weiter an uns glaubt. Man kann Gott vergessen – aber man kann ihn nicht dazu bringen, uns zu vergessen.

Das ist die eine Seite, sozusagen die sichere Seite, die Basis. Man könnte auch von der Vorleistung sprechen. Die andere Seite: Die uns sehr bekannte Frage an die Jünger. „Für wen haltet ihr mich?“ Und im Laufe des Lebens haben wir in Dutzend Predigten schon gehört: Jesus will hier keine Katechismusantwort, auswendig gelernt und brav aufgesagt. Er will mehr als eine richtige Antwort, er will mich. Mit Haut und Haaren. Er will, dass ich bin wie er. Dass wir eben einer sind – untereinander und mit ihm. Soweit die Theorie. Mit der Praxis ist es oft ein Kreuz.

Denn auf den ersten Blick widerstrebt uns diese Praxis. Denn: Wer will schon sein Leben verlieren? Retten wollen wir es und behalten, solange es eben geht. Selbst bestimmen, so lange wie eben möglich. „Wenn ich erst auf andere angewiesen bin, dann will ich auch nicht mehr leben.“

So denken wir und reden wir. Denn es gilt auch losgelöst von der sicher nicht wünschenswerten Situation eines pflegebedürftigen Alters, eines langen Siechtums, eines nicht mehr selbstbestimmten Lebens in Krankheit oder Alter. Es gilt unser Leben lang. „Ich“ und „selber“ – Schlüsselwörter.

Aber solche, die nicht auf-, sondern zuschließen. Denn die Lebenserfahrung zeigt: Gelingt es nicht nach der Zeit, die wir brauchen, um jemand zu sein, die Zuwendung, die Hinwendung zum anderen; wächst in uns nicht die Bereitschaft, vom „Ich-Sagen“ hinüberzuwechseln zum „Wir-Sagen“ – dann kommen wir aus unserer Haut nicht mehr heraus.

Ich sage nichts Neues – das wissen wir alle längst. Und wir wissen auch: etwas wissen und danach auch leben können, das ist das eigentliche Problem. Denn der alte Adam in uns und die alte Eva ganz genau so wollen eben lieber geliebt werden als zu lieben. Geliebt werden ist angenehm und sogar bequem. Zu lieben ist ein Risiko, denn es geht nicht, ohne sich auszusetzen und auszuliefern, ohne schutzlos zu werden.

Ganz zweifellos aber ist das Lieben die bessere Alternative. Denn ich entscheide. Leben als Geliebtwerden ist eine unsichere Sache. Denn die, die mich lieben, können morgen entscheiden, jemand anderen zu lieben.

Und ich kann sie nicht daran hindern. Aber niemand kann mich hindern, dass ich ihn liebe. Niemand also kann mich am Glück hindern.

Vielleicht meint Jesus dieses einfache Gesetz, wenn er sagt: „Wer sein Leben um meinetwillen verliert, der wird es retten.“ Er hat das so getan. Niemand konnte ihn hindern, uns zu lieben. Unsere Lieblosigkeit nicht und nicht einmal der Tod. Und deshalb hören wir an keiner Stelle im Evangelium, dass Jesus unglücklich war. Wenn man das einmal über uns sagen könnte: Er hatte kein leichtes Leben, aber er war niemals unglücklich! Was für ein Kompliment.

Durch das Taufkleid waren wir darauf gekommen. An die Vorleistung Gottes haben wir uns erinnert. Ich glaube ja fest, dass in diesem Fall tatsächlich Kleider Leute machen.